

**Zeitschrift:** Burgdorfer Jahrbuch  
**Herausgeber:** Verein Burgdorfer Jahrbuch  
**Band:** 46 (1979)

**Artikel:** Der Onkel aus Amerika  
**Autor:** Nüesch, Bernhard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1076130>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Onkel aus Amerika

Bernhard Nüesch

Onkel Ernst war der Bruder des Vaters ihres Mannes. Selbst hatte sie ihn nie gesehen und wusste nicht mehr von ihm als das, was er alle Jahre zu Weihnachten schrieb, und das war kaum mehr als ein Lebenszeichen, reichte ihr aber aus, so ganz allgemein und im besondern zu sagen, dass man sich nicht an das halten sollte, was die Zeitungen schreiben, man sollte die Leute fragen, die an Ort und Stelle alles miterleben. Sie hätte zufällig Verwandte in Amerika. Was diese schrieben, sei ganz anders als das, was im «Bund» oder im «Burgdorfer Tagblatt» zu lesen sei. Sie wusste zwar weder was im «Bund» stand, noch was im «Burgdorfer Tagblatt» zu lesen war über Amerika, ab und zu brachte die Tagesschau des Fernsehens einen Bericht aus Amerika, aber was konnte das einem sagen, der Verwandte in Amerika hatte? Es bedeutete Frau Amacher etwas, dass der jüngere Bruder des Vaters ihres Mannes in Amerika war. Mochten andere Familien einen Verwandten im Grossen Rat oder bei der Nationalbank haben, sie hatte einen in Amerika. So ganz gewöhnlich war auch ihre Familie nicht, wenn sie auch öfters betonte: «Wir sind nur einfache Leute.»

Als der Brief kam, begann Frau Amacher sofort, den Besuch aus Amerika intensiv zu planen und zu programmieren. Beim Abendessen musste das Radio abgestellt werden. Sie las vor, nicht ohne vorher festgestellt zu haben: «Ihr habt keine Ahnung, wer uns da schreibt: ‚Ich bin bald siebzig und möchte jetzt noch einmal die Stadt, in der ich Kind und Jüngling war, sehen und meine Verwandten besuchen, die ich leider nie gesehen habe. Ich fliege am 10. 8. hier ab. Ankunft in Kloten 11. 8., 11.45. Weiterfahrt mit Bahn nach Burgdorf, wo ich einige Tage verbringen will in einem Gasthof. Gibt es das Guggi noch? Oder sonstwo? – Kommt natürlich nicht in Frage», unterbrach Frau Amacher sich selbst, «er kommt zu uns! Beatrice muss ihm ihr Zimmer geben:» «Oder Hanspeter», sagte Beatrice.

«Nein, ich nicht», sagte Hanspeter.

«Du bist ein Bube», sagte Beatrice.

«Und du hast das grössere Zimmer», sagte Hanspeter.

«Er ist Vaters Onkel», sagte die Mutter.

«Und aus Amerika», sagte Hanspeter.

«Was heisst das schon?» sagte Beatrice, «mein Zimmer gehört mir, hast du gesagt, Mutter.»

«Und ich gebe meines nicht. Es könnte ja jeder kommen und sagen: ‚Ich bin der Onkel aus Amerika.‘ Weisst du überhaupt, wie er aussieht, Mutter?»

«Er wird schon dem Vater gleichen.»

«Er ist siebzig!» sagte der Vater.

«Jetzt tut nicht so», sagte die Mutter, «auf einen Onkel aus Amerika freut man sich. Wenn einer nach so langer Zeit zurückkommt, freut man sich. – Wann ist er überhaupt gegangen?»

«1933», sagte der Vater.

«Da warst du grad zwei», sagte Beatrice.

«Und Mutter minus drei», sagte Hanspeter. «Und jetzt kommt einer mit einem Cowboyhut und zwei Revolvern im Halfter ‚sag Onkel zu mir oder es knallt‘!»

«Kommt er aus dem Westen?» fragte Beatrice.

«Aus Chicago sicher, dort hat es am meisten Gangster», sagte Hanspeter.

«Aus Hollywood», sagte der Vater.

«Und bringt eine Million Dollar mit, meint Mutter», sagte Hanspeter.

«Und wenn auch», sagte die Mutter.

«Die Kinder haben recht», sagte der Vater, «wir wollen uns den Mann zuerst einmal ansehen, bevor wir alles auf den Kopf stellen im Haus. Ohne Grund geht niemand nach Amerika.»

«Warum ist der dann gegangen, Vater?»

«Ich weiss es nicht. Mein Vater erzählte mir nichts. An Weihnachten fragte die Mutter: ‚Ist kein Brief von Ernst gekommen?‘ – ‚Vielleicht ist etwas unter die Drucksachen geraten‘, sagte der Vater. Mutter hat dann nachgesehen, auch im Papierkorb. Jedesmal fand sie eine Karte, und Vater fragte lachend: ‚Steht was drauf?‘ ‚Fröhliche Weihnacht‘, antwortete Mutter. Dann wurde Onkel Ernst nie mehr erwähnt bis zur nächsten Weihnacht. Erst eure Mutter hat sich dann wieder etwas aus dem Onkel aus Amerika gemacht. Vielleicht hat sie ihm auch einmal

einen Brief geschrieben, ich weiss es nicht. Er hat immer nur die Weihnachtskarte geschickt.»

«Mein Vater hat ihn auch gekannt», wehrte sich die Mutter, «er sagte immer, der Ernst sei ihm lieber gewesen als Franz, dein Vater. Schade dass er wegging. Er hätte es hier auch zu etwas gebracht, ein rechter Burgdorfer.»

«Und mehr wisst ihr nicht von ihm?» fragte Hanspeter, «was macht er in Amerika?»

«Er hat uns nie etwas davon geschrieben.»

«Und andern?»

«Wir haben nie etwas gehört.»

Das Gespräch brach hier ab. Der Vater drehte den Fernseher an, Beatrice ging in ihr Zimmer, um Aufgaben zu machen, in Wirklichkeit, um eine Pop-Platte aufzulegen. Hanspeter ging auch in sein Zimmer, spielte mit zwei magnetischen Eisenstücken, die sich gegenseitig anzogen oder abstiessen, je nachdem.

Die Mutter räumte das Geschirr in die Spülmaschine, plante und programmierte den Besuch des Onkels aus Amerika weiter. Programmieren war ihre Sache, und sie liebte es, alles selber zu planen und auszuführen. In Elternkursen und aus Elternzeitschriften hatte sie gelernt, dass Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern sprechen und diskutieren sollen. Darum tat sie es, aber es störte sie wenig, dass die Kinder gar nicht auf ihr Gespräch eingingen oder ihr widersprachen. Sie tat einfach, was sie wollte. Allfälligem spätern Widerspruch begegnete sie mit dem Argument: «Ich hab doch alles mit euch besprochen, damals wart ihr nicht dagegen.» Sie merkte gar nicht, dass sie über Onkel Ernst, dem sie in ihrer Phantasie Gestalt und Leben gab, verfügte wie ein Manager über seinen Star. Sie telegraphierte: «Erwarte dich Kiosk Bahnhof Burgdorf. Du amerikanischen Pass, ich Autoschlüssel in Hand.» Sie ging zur Auskunft der SBB, um herauszufinden, mit welchem Zug Reisende aus Amerika in Burgdorf ankommen könnten, fragte am Reisetag in Kloten an, ob ein Ernst Amacher gebucht habe und abgeflogen sei. Bei einem zweiten Anruf erfuhr sie, dass die Maschine aus Amerika mit 10 Minuten Verspätung in Kloten gelandet sei und dass die Passagiere den Zug Zürich ab 13.15 erreichen könnten.

Trotzdem schaute Frau Amacher, geb. Berner 14.57 vergeblich nach einem amerikanischen Pass aus. Onkel Ernst zog es vor, im Bahnhofbuffet Zürich zuerst wieder einmal einen Becher helles Schweizerbier

zu trinken, in den Zürcher «Tages-Anzeiger» zu schauen, herumzuste-  
hen und herumzugehen und zu telefonieren, bevor er weiterfuhr.  
Ein Kind eilt nach einer Trennung von wenigen Stunden mit Ungestüm  
in die Arme seiner Mutter, und ein Bräutigam kann nicht warten, bis  
er seine Braut in die Arme schliessen kann, wenn er sie ein halbes Jahr  
nicht mehr gesehen hat. Wer jahrzehntelang in der Fremde war, hat  
Angst vor dem ersten Wiedersehen, Angst davor, die einstmaligen Jungen  
alt anzutreffen, Angst, dass das Altbekannte fremd geworden ist.

Ernst Amacher schaute zum Fenster hinaus, heimatliche Äcker und  
Wiesen, Häuser, viel Häuser flogen vorüber, fremdes Land, wie irgend  
ein Land. Einmal würde der Zug in einen Tunnel fahren, an dessen  
Ende Burgdorf lag. Der Zug würde bremsen und anhalten, er würde  
aussteigen und Heimatboden betreten, den amerikanischen Pass in der  
Hand, nachher Ausschau halten nach einer Hand mit Autoschlüsseln.  
Zwei Burgdorfer, nahe verwandt miteinander, treffen sich in Burgdorf,  
Kennzeichen: Amerikanischer Pass und Autoschlüssel. Er schloss die  
Augen – Burgdorf, Bahnhof, Kiosk! Gibt es da einen Kiosk? Eine Frau  
mit einem Autoschlüssel in der Hand? Im Tunnel stand er auf, nahm  
den Koffer aus dem Netz, sah zum Fenster hinaus. Es wurde hell.  
Häuser, die er nie gesehen hatte – war dort das Schloss? Er spürte, dass  
gebremst wurde – war da die Emme? Ein Schild «Burgdorf» flog vor-  
über, also doch, diese Fremde war Burgdorf, musste es sein, es stand  
geschrieben – ein Bahnhof, wie es überall Bahnhöfe gibt – ein Bahnhof,  
den man nicht sieht, wenn man nicht hinsieht, den man nur benützt, weil  
das Schild «Burgdorf» dahängt, ein Bahnhof, in dem man mit dem  
Strom der Leute aussteigt und weiter geht, die Treppe hinunter, unten-  
durch und wieder hoch. Dort fällt der Strom auseinander, zwei küssen  
sich, einer geht hinüber zum andern Bahnhof oder zum Auto, das dort  
steht, einer alten Frau wird der Koffer abgenommen von einem elegan-  
ten Herrn. Jemand ruft «Huhu!» Der Vorstand mit der roten Mütze  
geht vorüber. Das ist Burgdorf, der Kiosk, ein Autoschlüssel und der  
amerikanische Pass. «Willkommen in der Heimat.»

Onkel Ernst überstand es. Sie war ganz nett, diese angeheiratete Nichte.  
«Ich bin Sophie», hatte sie gesagt, «ich darf doch Onkel Ernst sagen? –  
Willkommen in Burgdorf! Kennst du es noch? Hier ist alles anders  
geworden, aber das Schloss steht noch und die Flühe auch. – Du bist  
sicher müde. Gehen wir zuerst einmal nach Hause. Natürlich wohnst du  
bei uns. Beatrice tritt dir ihr Zimmer ab, das macht ihr so Freude. Das

Guggi ist längst abgebrochen. Hier ist jetzt die Migros. Gab's die schon irgendwo, als du fortgingst? Da kommt eine moderne Plastik, so Betonblöcke – wirst es gleich sehen. Wir fahren immer hier herum, nicht anders rum, beim Friedhof vorbei. Hattest du einen guten Flug?»  
«Yes, sehr gut – sehr schnell.»

Anderntags beim Mittagessen gab Sophie das Nachmittagsprogramm bekannt: «Onkel, du willst dir jetzt sicher das heutige Burgdorf ansehen, die Schmiedengasse, das Kirchbühl, den Kronenplatz und das Rütsheli, das Schloss – es steht immer noch am gleichen Ort, aber vieles hat sich geändert. Beatrice kann dich begleiten. Das macht ihr Freude, sie hat schulfrei heute nachmittag.»

«Aber», sagte Beatrice. Die Mutter fuhr unbeirrt weiter: «Die heutige Jugend weiss über das Neue viel besser Bescheid als wir Älteren.»

«Ich finde mich sicher selbst zurecht», sagte Onkel Ernst.

«O, Beatrice kommt gern mit dir, sie ist so stolz auf ihren Onkel aus Amerika», sagte die Mutter.

«Mutter –», sagte Beatrice.

«Um halb sieben ist Nachtessen, aber ihr könnt auch früher zurückkommen und Tee trinken, wenn du willst.»

So gingen denn die zwei, der siebzigjährige Onkel und die vierzehnjährige Grossnichte miteinander zur Tür hinaus, vorbei an der Wohnungstür gegenüber, vorbei an den Wohnungstüren im untern Stock und im Parterre, aus dem Haus hinaus, dem Block entlang auf das Trottoir der Oberburgstrasse, der Stadt zu. Onkel Ernst sah die Personenwagen, die Lastwagen, die Mopeds und die Fahrräder vorbeifahren, Beatrice nahm gewohnheitsmässig nicht wahr, was um sie herum geschah. Beide schwiegen. Erst beim Frommgut, wartend vor dem Fussgängerstreifen, sagte Onkel Ernst: «Yes, Beatrice, was machst du heute nachmittag?» Beatrice verstand die Frage nicht. «Ich meine, was machst du, wenn du nicht mit mir kommst?»

«Ich komme ganz gern mit dir.»

«No, den Onkel aus Amerika soll man nicht anlügen. Du wolltest heute nachmittag etwas machen, hast etwas abgemacht, yes?»

«Ich wollte zu einer Freundin, Platten hören, aber das kann ich auch ein anderes Mal.»

«Nein, jetzt, ich habe auch einen Plan ohne dich. Du gehst jetzt deinen Weg, und ich geh meinen Weg, und –» er legte den Zeigefinger vor

seinen Mund, machte grosse, befehlende Augen: «um fünf Uhr treffen wir uns auf dem Kronenplatz zum Kaffeetrinken.»

Beatrice zögerte, bevor sich ihr Gesicht aufheiterte. «Aber nichts sagen zu Hause», bat sie und wandte sich um, weiter zu gehen in die Emmentalstrasse. Hinter ihrem Rücken hörte sie den Onkel aus Amerika noch sagen: «Und, yes, bring auch ihn mit.»

Beatrice stockte. Wieso weiss er? Ist er vielleicht gar nicht aus Amerika, oder kann er nicht mehr richtig deutsch?

Auch Onkel Ernst ging nicht in die Oberstadt.

Zehn Minuten später stand er vor einem Haus, das noch so dastand wie vor fünfzig Jahren. Nur der Garten war kleiner geworden, als die Strasse verbreitert, ein Trottoir erstellt worden war. Eigentlich war er innerlich nicht bewegt. Menschliche Beziehungen sind zeitlos. Hier war er vor einem halben Jahrhundert aus- und eingegangen, jetzt war er wieder da. Das war alles. Er drückte die Falle nieder, öffnete die Türe. Sie knirschte nicht. Sie muss sie geölt haben, dachte er, trat ein, sah den alten dreieckigen Schirmständer aus Kupferblech. Ein alter, schwarzer Herrenschirm stand schräg darin, ein moderner, blau-roter Damenschirm, vielleicht ein Knirps, hing mit der Handschlaufe an einem der sechs eisernen Kleiderhaken mit den schwarzen Holzkugeln. Eine Kugel war schon immer weg gewesen, jetzt fehlten zwei. Die Fussmatte vor der Wohnstube war einmal ersetzt worden, auch wieder Kokosfaser, rot, aber auch schon abgewetzt. Sollte er anklopfen oder hineingehen, wie er es immer getan hatte? Noch bevor er die Antwort fand, öffnete sie von innen die Wohnungstüre. «Komm doch herein, wie immer!» Sie stand im Türrahmen, schlank, kräftig wie damals, dasselbe fröhliche Gesicht, mit festern, geprägteren Zügen vielleicht, nur das schwarzglänzende Haar war grau durchzogen.

«Alt geworden?» lachte sie.

«Ja – nein, wie damals.»

«Weisst du eigentlich, wie alt ich war, als du fortgingst?»

«Nein, ich weiss nur, dass du vier warst, als ich dich weinend auf der Strasse fand nach dem Abendzug an der Solennität.»

«Und damals warst du ein ganz grosser, alter Mann, viel älter als jetzt, da wir beide fast gleich alt sind.»

«Nein, du bist immerhin zwölf Jahre jünger als ich, vierzehn warst du, als ich wegging.»

«Und wie lange bist du fortgeblieben?»

«Überhaupt nicht, wenn ich dich jetzt so sehe.»

«Ja, gestern, als du anriefst, war es mir auch, wie wenn du einfach wieder mal gekommen wärest, als wäre gar keine Zeit vergangen seit dem letzten Mal. – Wie ist's übrigens bei Sophie? Hat sie dich gehen lassen? Sie ist immer so besorgt für die andern und merkt gar nicht, dass die andern auch Wünsche und Pläne haben.»

«Keine Angst, ich hab es nicht verlernt, ich hab mich immer der liebevollen Fürsorge der Mutter und des Vaters und des Bruders ebenso liebevoll entziehen können. Der Jüngste hat immer, was er will. Gesagt hab ich Sophie natürlich nichts.»

So redend traten sie ins Wohnzimmer, setzten sich wie Menschen, die täglich bei einander aus- und eingehen, denen nichts so selbstverständlich ist wie das, dass das andere da ist.

Aber als sie dann auf den alten Stühlen sassen, den alten Tisch zwischen sich, und einander ansahen, sahen sie doch, dass mehr als vierzig Jahre vergangen waren seit dem letzten Male, aber keines sagte: Nun, erzähl mal. Das Erzählen kam über sie, ungeordnet, scheinbar zusammenhanglos. Sagte sie etwas, fuhr er weiter, ein einziges Wort zauberte ganze Geschichten her, eine Handbewegung warf lebendige Bilder in die Stube.

Sie hatten eine gemeinsame Geschichte seit jener Solennität, da der sechzehnjährige Ernst die vierjährige Rosmarie nach dem Abendzug weinend am Strassenrand gefunden und sie nach Hause gebracht hatte. Sie war ihren Eltern davongelaufen, als sie zum dritten und vierten Male jemanden gegrüsst hatten, stehen geblieben waren und geschwätzt hatten. Ernst fand das Kind, er kannte seine Eltern, Nachbarsleute, bei welchen er aus- und einging, sich an ihren Tisch setzte oder vor dem Haus stand und sich mit ihnen unterhielt – Nachbarsleute, die ein vierjähriges Töchterchen hatten, das er manchmal sah, aber nicht beachtete. Ein Lehrling interessiert sich nicht für vierjährige Mädchen. Seit dem Tage, da er es auf den Arm genommen hatte, weil es verloren war und weinte, wurde er dem Kind der grosse, bewunderte Held, und ihm gefiel es, diese Rolle zu spielen. Er sprach von nun auch mit dem Mädchen und spielte mit ihm. Als Nachbarskinder wurden sie älter, verstanden einander, liebten einander, wie Bruder und Schwester es oft nicht können.

Ernst begegnete Marianne. Abends nach Feierabend stand sie an der Emme, hatte einen Eschenzweig in der Hand, zupfte das unterste Blatt

ab, warf es ins Wasser und schaute zu, wie es sich drehte und davonschwamm. Immer das unterste Blatt riss sie ab, eines nach dem andern, warf es ins Wasser und schaute zu, wie es davonschwamm. Ernst, der vorbeikam – man ging von der Arbeit nicht jeden Tag auf direktem Wege nach Hause – schaute dem Spiel zu, sah vielmehr das anmutige, schlanke Mädchen im blauen Sommerkleid, die glänzenden roten Haare, von leisem Winde bewegt, einmal das Gesicht verbergend, einmal es freigebend. Es war so still – nur die Bewegung des fließenden Wassers war zu hören – dass sie spürte, dass sie nicht mehr allein war und den Kopf zu ihm zurückdrehte. Ein Schatten ging über ihr Gesicht, sie wandte sich weg, ging zu ihrem Fahrrad und fuhr davon.

Schon am nächsten Tage, nach Feierabend, fuhr Ernst eilends an die Emme, war schon da, als sie kam, sass am Ufer, wo sie gestern gestanden hatte. Jetzt stand sie hoch über ihm. Von unten, mit rückwärtsgedrehtem Kopfe schaute er in ihr Gesicht, fragte: «Was machst du da?»

«Nichts – und du?»

«Auch nichts.»

Aber beide wussten, dass beide wieder hergekommen waren, weil sie einander sehen wollten, aber keines wagte es zu sagen, und keines wagte – viele Tage lang – abends nach Feierabend zu sagen: «Auf Wiedersehen, morgen.» Nur so nebenbei, wie man sich scheut, etwas Heiliges zu berühren, sagte einmal sie, ein andermal er: «Morgen muss ich länger arbeiten.» Sie scheuchten sich davor, mit Worten an das, was zwischen ihnen zu leben begann, heranzugehen. Keines fragte je das andere: «Kommst du mit mir?» Und doch zählte jedes darauf, dass das andere mitkam, wenn man ihm nur sagte: «Sonntag muss ich nach Wynigen» oder «Sonntag ist Pferdespringen auf der Schützenmatte». Es war etwas zwischen ihnen, etwas verband sie. Sie gingen miteinander, leichtfüßig, fröhlich wie Kinder, zurückhaltend als ahnten sie, dass schlummernde Liebe schnurrt wie ein Kätzchen, erwacht aber faucht wie eine Wildkatze.

Was Ernst Marianne und Marianne Ernst nicht sagen konnten, das erzählte er dem kleinen Mädchen Rosmarie. Er erzählte Geschichten, und sie hörte Geschichten. Mitten in der Geschichte hörte es einmal auf, wie wenn Seiten eines Buches fehlen.

Ernst zog weg, die Lehre war zu Ende. Die Rekrutenschule kam. In der Ostschweiz fand er eine Stelle mit gutem Lohn und Gelegenheit zur Weiterbildung. Manchmal schrieb er dem kleinen Mädchen Rosmarie.

Marianne schrieb er nicht. Auch sie beendete ihre Lehre, nahm eine Stelle mit gutem Lohn und Gelegenheit zur Weiterbildung an. Sie traf Franz, den Bruder Ernsts und fragte, wie es Ernst gehe. Franz war dreissig Jahre alt, zehn Jahre älter als Ernst, kein Träumer mehr. Er erkannte bald, dass er sie liebte, begehrte, zur Frau begehrte. Sie war klug und tüchtig. Auch Marianne liebte ihn, einen Mann, auf den man sich verlassen konnte, der Frau und Kind erhalten konnte. Sie war nicht etwa berechnend geworden, nur älter. Sie liebte den reiferen Mann, fühlte sich geborgen bei ihm und heiratete ihn.

Zur Hochzeit kam Ernst nach Hause. Sie lächelten einander zu, er nannte sie Schwägerin und sie ihn Schwager. Franz freute sich lachend, die Eltern sagten: «Schön; dass sie sich verstehen.» Und sie verstanden einander, jedes hörte den leisen anklagenden Unterton des andern. Wieder war es das kleine Nachbarsmädchen Rosmarie, dem Ernst erzählte.

Marianne hatte eine gute Partie gemacht. Sie hatte einen Mann, der sie liebte, einen tüchtigen Mann, der seine Schmiedewerkstatt zur mechanischen Werkstätte ausbaute. Auch stellte er seine Fähigkeiten gerne zur Verfügung, dem Berufsverband, der freisinnigen Partei, der Stadt in verschiedenen Kommissionen. Er freute sich, Vater zweier Kinder zu sein, küsste sie sogar, wenn er dazu einmal Zeit fand. Seine Frau küsste er auch, wenn er keine Zeit hatte, im Vorübergehen. Im Vorübergehen küsste er auch einmal seine Sekretärin.

Marianne war auch eine gute Partie. Mit Geschick und Geschmack schuf sie ein Heim. Franz kaufte ein Haus, Marianne füllte es mit Charme und Geist. Mit ihren Kindern ging sie bei schönem Wetter an die Emme, zeigte ihnen Vögel und Eichhörnchen, liess sie mit Steinen und Sand spielen, brach einen Eschenzweig ab, zupfte das unterste Blatt ab, warf es ins Wasser und schaute zu, wie es sich drehte und davonschwamm. Immer das unterste Blatt riss sie ab, eines nach dem andern, warf es ins Wasser und schaute zu, wie es davonschwamm.

Als sie hörte, dass Franz im Vorübergehen seine Sekretärin geküsst hatte, ging sie im Vorübergehen zu Rosmarie, die damals zwölf war, fragte sie, ob sie nicht Lust hätte, ab und zu einmal ihre Kinder zu hüten. Ernst habe ihr immer von ihr erzählt. «Und er von ihnen», antwortete Rosmarie.

Das Mädchen erzählte von Ernst, die Frau erzählte von Ernst, kleine, kindliche Geschichten. Kleine Geschichten sind immer gross, wenn die Liebe sie erzählt.

Zwei Tage später erhielt Ernst zwei Briefe, einen kindlichen, der ihm berichtete, dass Marianne gekommen sei: «Ich weiss noch alles, was Du mir von ihr erzählt hast. Ich habe ihr Deine Adresse gegeben, sie sagte, Franz habe sie verloren, aber das glaube ich nicht, vielleicht haben sie nur Krach.» Der andere Brief erzählte nichts, fast nichts: «Ich gehe manchmal mit den Kindern an die Emme, da kommen die Erinnerungen, und ich denke, dass es doch eine schöne Zeit war und möchte wieder einmal mit Dir reden, nur so. Jetzt ist aber etwas geschehen. Ich kann es nicht überwinden und mit niemandem darüber reden. Nur mit Dir. Kommst Du einmal nach Burgdorf? Wir könnten uns irgendwo treffen. Ruf mich vormittags an, da bin ich immer allein. Deine Schwägerin.»

Sie trafen sich schon zwei Tage später in Herzogenbuchsee. Ernst kam von Langenthal, wo er damals als drittrangiger kaufmännischer Angestellter arbeitete, recht, aber ohne Ehrgeiz. Er las viel, malte manchmal und ging angeln, erzählte Geschichten, am liebsten sich selber, aber auch in geselligem Kreis.

Fragend schauten sie einander an, sahen, dass sich zwischen ihnen nichts geändert hatte. Sie waren wieder beieinander, wie sie immer beieinander gewesen waren. Sie gehörten zueinander wie ein Paar Schuhe zusammengehört. Man kann es noch so lange trennen; wenn die zwei Schuhe wieder nebeneinander stehen, ist's immer noch ein Paar.

Sie gehörten zueinander. Vieles war geschehen, vieles hatte sich geändert, aber das, was sie damals an der Emme nicht sagen konnten, weil sie fürchteten, Worte könnten zerstören, wie der Tag den Tau zerstört, das war jetzt fest, klar und unzerstörbar zwischen ihnen: Sie gehörten zueinander. Sie brauchten es auch jetzt nicht zu sagen, sie wussten es und konnten so miteinander reden.

«Und?» fragte Ernst, als sie irgendwo aus den Häusern heraus auf einem Feldweg gingen, «was ist geschehen?»

«Ich ertrag es nicht mehr mit Franz – jetzt hat er seine Sekretärin geküsst.»

«Nein, Marianne, das ist's nicht, so moralisch kleinkariert bist du gar nicht. Du meinst nur, dass dieser Kuss dir das Recht gibt, jetzt mit mir spazieren zu gehen, und ich meine es auch. Erzähl das andere, das dich plagt.»

«Du natürlich, ich hab ihn doch gerne, ich bin mit ihm verheiratet, wir haben zwei Kinder, aber ich liebe dich. Ich weiss, er ist tüchtig, überall

setzt er sich ein, nur für mich hat er keine Zeit, auch für die Kinder nicht. Er kommt nie mit mir an die Emme, ich will es auch nicht. Dort denk ich immer an dich, und jetzt denk ich überhaupt nur noch an dich. Darum habe ich dir geschrieben.»

Ernst antwortete nicht. Er sagte nicht, dass er angeln ging, um stundenlang mit ihr allein zu sein. Selten fing er einen Fisch, er sah gar nicht hin, ob der rote Korken auf dem Wasser tanze. Marianne stand neben ihm im blauen Sommerkleid, die glänzenden roten Haare von leisem Wind bewegt, einmal das Gesicht verbergend, einmal es freigebend. Er angelte nicht, er erzählte Geschichten von Marianne für Marianne. Er sagte es ihr nicht, sie brauchte es nicht zu hören, sie wusste es.

Manchmal knackte ein dürrer Zweig, in der Ferne hörten sie Motorengeräusch, einen Hund bellen. Sie sagte: «Ein Hund bellt.» Er sagte: «Es wird langsam finster.» Einmal fanden sie zum Bahnhof zurück.

Sie verabredeten nichts, versprachen nichts. Sie sahen sich wieder. Sie hatten keine Probleme und diskutierten nicht.

«Ich weiss, dass es dich gibt», sagte Marianne einmal, «daran halte ich mich.» Er sagte es poetischer: «Unsre Liebe ist wie ein Stücklein Rasen, auf dem wir sitzen und in den Himmel sehen können.»

Aber es wuchsen nicht nur Blümchen auf dem Rasen. Marianne und Ernst gehörten zueinander, aber sie gehörte Franz, dem Bruder, dem ältern, erfolgreichen, dem, der ihm immer alles vorweggenommen hatte. Beim Angeln sah er Marianne nicht mehr im blauen Sommerkleid am Ufer stehen. Er sah jetzt, dass sie nicht da war. Wenn er träumte und sich Geschichten erzählte, musste Franz sterben, damit die Geschichte weitergehen konnte. Er konnte sich nicht daran halten, dass es Marianne gab, dass sie zueinander gehörten, er musste sie haben, sie musste ihm gehören, damit die Geschichte weitergehen konnte, und er wusste, dass auch Marianne sich nicht daran halten konnte, dass es ihn gab. Es gab nirgends einen Halt, sie trieben dahin, ein verliebtes Pärchen in einem Boot, das langsam aus der geschützten Bucht in den reissenden Strom hinausgleitet. Nun gibt es kaum etwas Romantischeres für zwei Menschen, die sich lieben, als in stillem, klarem Wasser die Ruder einzuziehen und sich leise schaukeln zu lassen und den Augenblick zu verpassen, da eine Welle das Boot hinauswirft in den reissenden Strom, der es dem Wasserfall zutreibt.

«Was auch immer geschehen wird, ich werde mich immer daran halten können, dass es dich gibt», sagte Marianne. «Ich werde immer da sein

für dich, wo ich auch immer sein werde», sagte Ernst. Marianne vergass, dass Franz kaum Zeit für sie hatte, vergass, dass ihre Ehe nicht das war, was sie sich vorgestellt hatte. Sie lächelte Franz an im Gedanken daran, dass sie ihn hinterging und ihm doch nicht untreu war. Jetzt, da sie Ernst wieder hatte, fühlte sie sich geschützt, geborgen und verlangte von Franz nicht mehr, was er ihr nicht geben konnte. Sie wurde frei, ihn zu lieben, wie er war, und sich an den Kindern zu freuen. Ernst machte sie glücklich, er gab ihr die Kraft, alles, was ihr Leben ausmachte, Franz und die Kinder, ihr Heim zu lieben, aber sie wusste auch, dass sie ohnmächtig war gegenüber der Gefahr, die von Ernst ausging. Sie würde alles verlieren, wenn sie Ernst verlöre, und sie würde alles verlieren, wenn sie ihn besitzen wollte. Ernst war glücklich und wusste, dass er sie glücklich machte, aber er wusste auch, dass ihr Glück nur ein sich drehender Ball auf der Degenspitze eines Jongleurs war. So etwas hält nicht an. Immer wieder erzählte er sich Geschichten, Dreigroschenromane: Bruder raubt Bruders Braut, aber die Liebe ist stärker – Frau verlässt Mann und Kinder und heiratet Jugendgeliebten – und andere mehr. Er erzählte sie nur sich selbst. Für Marianne waren sie zu kitschig, und ihm waren sie zu billig. Anfangs Oktober kam Rosmarie zu Marianne, sagte ihr: «Er ist gegangen – nach Amerika.»

Marianne war nicht überrascht. Vielleicht war sie erleichtert – vielleicht war sie traurig. Sie fragte nicht: «Warum hat er das getan, warum hat er mir nie etwas gesagt?» Sie wusste, dass er nicht hatte reden können. Worte hätten alles verdorben, hätten ihre Liebe zerstört. Sie hätten sich uneins getrennt oder einig, dass alles aus war, oder hätten ein ganz gewöhnliches Verhältnis angefangen.

Er ist gegangen nach Amerika – ich werde immer da sein für dich, wo immer ich auch sein werde.

Ernst schrieb Rosmarie, schrieb von Amerika – wie ein älterer Bruder der kleinen Schwester schreibt, der Nachbar der kleinen Nachbarin, unterschrieben: «Gruss aus Amerika, Ernst.» Traf sie Marianne, sagte sie: «Ich habe einen Brief!» Marianne kam zu Rosmarie, zusammen lasen sie den Brief und sprachen von Amerika. Rosmarie schrieb zurück, berichtete von Burgdorf, von der Schule: «Marianne ist bei mir gewesen – sie hat jetzt... sie sagt jetzt...» Sie schrieb, wie Kinder schreiben. Sie wusste nicht, was sie tat, und doch sagte sie keinem Menschen etwas. Es war spannend, an einem Geheimnis teilzuhaben, zu merken, was zwischen zwei Menschen vor sich ging.

Rosmarie wuchs heran, begann zu begreifen, dass das kleine Mädchen benützt wurde. Ernst liebte Marianne, und Marianne liebte Ernst, sie selbst war nichts, nur Verbindungsstelle. Sie wollte keine Briefe mehr bekommen und keine Briefe mehr schreiben. Sie könnte Marianne die Augen auskratzen. Sie bekam einen Wutanfall, warf Marianne moralische Schimpfworte an den Kopf: «Du fromme Hure, die mit einem andern geht.»

«Jetzt redest du genau so wie die Scheinheiligen, die dir so auf die Nerven gehen», antwortete Marianne.

«Ich will dich nie mehr sehen», schrie Rosmarie.

Zwei Tage später ging sie zu Marianne und sagte: «Ich hab es nicht so gemeint.» Damals wurde sie erwachsen. Sie erkannte, dass sie nicht missbraucht, sondern von zwei Menschen gebraucht wurde.

Später einmal sagte ihr Marianne: «Ich brauche die Verbindung mit Ernst, damit ich Franz lieben kann, und ich brauche sie so, indirekt durch dich; direkt oder gar nicht, beides gäbe eine Katastrophe.»

Franz nahm zur Kenntnis, dass sein Bruder Ernst nach Amerika ausgewandert war, mehr nicht. Er hatte es mit zwölf Jahren zur Kenntnis genommen, dass seine Mutter ein zweites Kind bekam, mehr nicht. Mit zwanzig Jahren hatte er es wahrgenommen, dass noch ein zehnjähriger Bruder im Haus war, mehr nicht. Als er mit einunddreissig heiratete, nahm er wahr, dass zwischen seiner Frau und seinem Bruder einmal etwas gewesen war, mehr nicht – oder diesmal doch etwas mehr. Es störte ihn, aber er kümmerte sich nicht darum, welche komplexen Komplex Psychologen da gefunden hätten. Dass da einmal etwas gewesen war, störte ihn, auch als Ernst in Amerika war. Jedes Jahr, wenn Ernsts Weihnachtsgruss kam, legte er ihn beiseite mit den belanglosen Drucksachen. Dass Marianne jedes Jahr scheinbar beiläufig fragte: «Hat Ernst nicht geschrieben», störte ihn, mehr nicht. Marianne war seine Frau, Mutter seiner Kinder, eine gute und gutaussiehende Frau – beiläufig neben dem Geschäft, dem sein ganzes Interesse, seine ganze Zeit, seine ganze Kraft gehörte.

1962 erlitt er einen Schlaganfall. Ein Jahr und vier Monate lag er gelähmt in Bett, verfluchte sein Schicksal, ärgerte sich über alles und jeden, machte Marianne nur Vorwürfe. Die Tochter floh aus dem Haus, verheiratete sich. Der Sohn verliess Haus und Geschäft, nahm eine Stelle an und verheiratete sich. Marianne blieb, pflegte ihn, ertrug ihn, verteidigte ihn und versuchte das Geschäft in Gang zu halten. Sie schrieb

jetzt selbst nach Amerika, und Ernst schrieb ihr zurück. Zu Rosmarie sagte sie: «Ohne dich und Ernst könnte ich nicht durchhalten.»

Nach dem Tode ihres Mannes verkaufte sie das Geschäft. Sie war jetzt achtundfünfzig, hatte etwas Geld, hatte Grosskinder und monatlich einen Brief aus Amerika. «Kommst du mit nach Amerika?» fragte sie Rosmarie. «Nein», antwortete Rosmarie, «es könnte mehr verloren gehen als gewonnen werden. Hier haben wir ihn beide ganz, dort müssten wir ihn halbieren, und das lässt seine Frau nicht zu, ich will nicht noch einmal eifersüchtig werden.»

Sie reiste gern, las viel, spielte wieder Klavier, auch im Café konnte man sie antreffen. «Sie holt nach», sagte man, aber zu Rosmarie sagte sie: «Was soll ich nachholen, ich habe doch alles gehabt, viel mehr als jene, die sich alles nehmen.»

Im Herbst 1971 wusste sie, dass sie sterben musste. Diese Frau konnte man nicht täuschen, sagte der Arzt. Erst nach zwei Monaten sagte sie zu Rosmarie: «Ich brauch dich noch, versprich mir, nichts zu ändern und nichts zu sagen. Wir leben noch, ändern könnt ihr nachher.»

Am 10. Februar 1972 starb Marianne.

Um fünf Uhr stand Ernst neben dem Brunnen auf dem Kronenplatz. Beatrice kam vom Kiosk unter der Laube zu ihm herüber. «Allein?» fragte er, Enttäuschung mimend. «Nein, dort drüben – er traut sich nicht.» Der Onkel schaute hinüber zur Eisenhandlung. Dort stand einer – Blue jeans – und lange, zwei Zentimeter längere Haare als Mutter erlaubte – dazwischen das gleiche, zwei Nummern grössere Hemd oder Leibchen, das auch Beatrice trug – ein Gesicht, das sich nach dem ersten Bartflaum sehnte.

«Wir holen ihn!» Der Onkel überquerte die Strasse, zwei Schritte hinter ihm Beatrice.

«Hallo, junger Mann, ich bin der Onkel aus Amerika! Have a drink?» Im Café, am runden Dreiertischchen – die Jungen tranken Coca-Cola, der Onkel aus Amerika Kaffee – fragte er sie: «Was gibt es in Burgdorf? Ich bin auch nicht spazieren gegangen, hab jemanden besucht. Die Leute sind Burgdorf, man denkt an liebe Menschen in Amerika, nicht an Steine, an das, was niemand weiss, an das Geheimnis, das uns mit andern verbindet. Das kleine Geheimnis ist mein Burgdorf, nicht das grosse Schloss und nicht die grosse Markthalle, aber Mutter müssen wir sagen: ‚Wir haben die schönen Häuser gesehen‘.»

Beim Nachtessen wurden sie ausgefragt. «Was sagst du jetzt zu unserm Burgdorf? Gefällt es dir noch? Wo seid ihr überall gewesen?»

«Bei der Kirche haben wir angefangen, dort wurde ich getauft und konfirmiert.»

«Wie gefällt es dir, dass die Decke wieder flach ist?»

«Die Decke – ja die Decke – ja, ja, sehr schön.»

«Onkel sagt, es sei ganz anders gewesen, als er noch da war», warf Beatrice ein.

«O, ja, ganz anders», sagte Onkel Ernst, «wir mussten in der Predigt immer auf den vordersten Bänken sitzen. Ich hab auch oft läuten helfen, manchmal dabei geraucht, Helvetiastumpen, die in Burgdorf fabriziert wurden. Gibt es die Zigarrenfabrik noch?»

«Habt ihr das nicht gesehn? Dort ist jetzt...» sagte Nichte Sophie, aber Beatrice fiel dazwischen: «Wir sind dann das Kirchbühl hinab und zum Schloss hinauf, zum tiefen Brunnenloch.»

«Ist das Schloss nicht schön renoviert?»

«Ja sehr schön – renoviert – sehr schön und mit schöner Aussicht. Immer noch sehr schöne Aussicht – viel mehr Häuser als damals», deklamierte der Onkel aus Amerika, «und viel mehr Verkehr.»

«Ja, viel zu viel Verkehr», kam Sophie in Fahrt, «wir haben viele Probleme mit dem Verkehr wegen der geplanten Umfahrungsstrasse und dem Umweltschutz in der Oberstadt...»

Beatrice und Onkel Ernst zwinkerten sich zu. Das kleine Geheimnis war gewahrt.

Nach dem Essen, als die Kinder weggegangen waren, sassen Onkel und Neffe bei einem Glas Wein in der Polstergruppe. Jetzt erzählte Heinrich von seinem Vater und seiner Mutter. «Von meinem Vater habe ich nur die Erinnerung, dass er immer viel Arbeit hatte. Auch wenn er einmal ausnahmsweise mit uns wanderte oder einige Stationen mit der EBT fuhr, erzählte er Mutter ununterbrochen vom Geschäft. Meistens musste er irgendjemanden besuchen. ‚Seid ihr sauber? Benehmt euch! Wir gehen zu einem Geschäftsfreund‘, sagte er zu mir und meiner Schwester. Geschäftsfreunde kamen bei ihm noch vor den Lehrern. Bei ihren Betragensnoten gings ums Geld. Anderes erzählte er nie, auch von dir nicht. Er war da, und das Geschäft war da, für uns war das ein und dasselbe. Wir lebten mit der Mutter. Sie hat uns Geschichten erzählt, mit uns gesungen, später musiziert, sie lachte mit uns und weinte mit uns, mit ihr konnten wir reden. Sie hat uns auch vom Onkel in Amerika

erzählt, hauptsächlich später, als Vater tot war. Eigentlich hätte ich das Geschäft übernehmen sollen, ein gutes Geschäft. Er hatte in den Krisenjahren in seiner Schmiede begonnen, kleine landwirtschaftliche Geräte zu konstruieren, einen Patentrechen zum Beispiel, und den Patentreiswellenbock, mit dem man zweimal so schnell mit dem halben Kraftaufwand Reisswellen machen konnte. Er hatte ein gewisses Konstruktions-talent, war auch kein schlechter Kaufmann. Vor allem aber hatte er Fleiss, vielleicht kleinlichen Arbeitseifer, aber er wagte nichts, darum ist er auch nach dem Kriege kein Fabrikant grössern Stiles geworden. Er programmierte mich zu seinem Nachfolger, und ich hab lustlos mitgemacht. Nach seinem Schlaganfall wurde er unerträglich. Wir flohen beide, meine Schwester und ich. Mutter blieb, ertrug seine nie aufhörenden Vorwürfe und Nörgeleien, pflegte ihn bis zu seinem Tode, oft dem Zusammenbruch nahe. Wir rieten ihr, eine Pflegerin zu nehmen oder Vater in ein Pflegeheim zu geben. ‚Nein‘, sagte sie, ‚es hat mir gut getan, mich mit euch auszusprechen. Jetzt geht es wieder.‘

Später, als Vater tot war, kam ihr fröhliches, allem Lebendigen offenes Wesen wieder zum Durchbruch. Sie war eine Grossmutter – man könnte Superlative für sie verwenden, aber das wäre banal. Es ist umgekehrt, sie machte das Banale lebendig. ‚Vergesst euren Vater nicht‘, sagte sie oft zu uns, ‚er hat für uns alle gesorgt – und auch Onkel Ernst nicht, vielleicht kommt er doch wieder einmal, er liebte doch Burgdorf‘.»

«Ja, ich liebte Burgdorf und liebe es auch heute noch, obschon ich seit Jahren Amerikaner bin.»

«Wie ist eigentlich Amerika?» fragte jetzt Sophie, die bisher still zugehört hatte, «erzähl uns doch von Amerika – von dir und deiner Frau.» Onkel Ernst tat es und war froh, von Amerika erzählen zu können.

Zwei Tage verbrachte er teils mit der Familie seines Bruders, teils mit Besuchen und Besichtigungen und sass dann, nach dem Nachtessen, wieder in Rosmaries Stube. «Jetzt bin ich wieder in Burgdorf», sagte er lachend, und sie antwortete: «Wir meinten immer, wir wären Burgdorf.» «Sind wir auch, wenigstens für uns.»

«Ich muss dir noch etwas geben – von Marianne, sie gab es mir kurz vor ihrem Tode. ‚Gib es ihm, wenn er einmal wieder kommt‘, sagte sie, ‚oder gib es ihm nicht, wie du willst. Nur gib es keinem andern, auch meinen Kindern nicht, es gehört nur uns drei Burgdorfern‘.»

«Sagte sie tatsächlich so?»

«Ich weiss nicht, vielleicht nicht, aber sie meinte sicher genau dasselbe wie wir jetzt.»

Rosmarie holte eine alte Schuhschachtel, keine Schatulle, eine weisse Schuhschachtel aus festem Karton. «Es sind die Briefe, die du ihr geschrieben hast, und alle deine Weihnachtsgrüsse, die du der Familie schicktest.»

«Nicht einmal die Umschläge hat sie weggeworfen», stellte Ernst fest, als er einen Brief nach dem andern aus der Schachtel nahm, jedesmal die Adresse, die er selbst geschrieben hatte, las: Frau Marianne Amacher. Er fand auch das weisse Kuvert, in dem zwischen zwei festen Kartontücken, sorgfältig in Seidenpapier gelegt, auf weisses Papier geklebt, ein gepresster Eschenzweig lag. Die Blätter waren grau und schwarz, zerbröckelten, aber Ernst sah sie vor sich, im blauen Sommerkleid, die glänzenden roten Haare vom Winde bewegt, einmal das Gesicht verbergend, einmal es freigebend. Sie hatte einen Eschenzweig in der Hand, zupfte das unterste Blatt ab, warf es ins Wasser und schaute zu, wie es sich drehte und davonschwamm. Immer das unterste Blatt riss sie ab, warf es ins Wasser und schaute zu, wie es davonschwamm. Er lachte ihr zu, brach einen andern Zweig ab, reichte ihn ihr. Sie nahm den Zweig, schüttelte den Kopf. Sie gingen zusammen zu ihren Fahrrädern, fuhren weg. Im Munde trug sie den Eschenzweig.

Unter der Türe stand Beatrice, schaute verwundert, mit grossen Augen auf die beiden alten Leute, die nicht merkten, dass sie gekommen war.

Rosmarie bemerkte sie zuerst, stiess Ernst an, damit auch er es merkte, dass sie da war. Er drehte sich um und fragte erstaunt: «Was tust denn du da?»

«Ich schlafe doch bei Tante Rosmarie, weil ich dir mein Zimmer geben musste. Und du? ist das jetzt dein kleines Geheimnis?» Das war giftig, frech, aber Onkel Ernst lachte: «Nein, das ist nur ein kleiner Teil des kleinen Geheimnisses. Komm und sieh.» Behutsam legte er das weisse Papier mit dem Eschenzweig vor Beatrice hin. «Vor mehr als 50 Jahren habe ich an der Emme dieses Zweiglein abgebrochen und Marianne, deiner Grossmutter, gegeben. Nur so – weil sie mir gefiel, und sie hat es genommen, nie weggeworfen, ihr ganzes Leben nicht. Wir haben unsere Liebe nie fortgeworfen.»

Beatrice war noch zu verwirrt und zu betreten davon, Onkel Ernst bei Tante Rosmarie anzutreffen, um zu lächeln oder gar zu spotten über die Sentimentalität des Onkels, der das alte Blatt mit dem zerfallenen

Eschenzweig mit der Hand lieb kostete, als wäre es ein goldenes Kunstwerk, aber sie erfasste auch nicht, dass das sonderbare dürre Zweiglein Zeichen einer sonderbaren Treue zweier Menschen war, die sich liebten. Sie schwieg, alle drei schwiegen. Aber es war nicht das peinliche Schweigen von Menschen, die sich nicht verstehen und vor bösen Worten Angst haben. Menschen, die sich verstehen, schweigen, um sich ganz zu verstehen.

«Du gleichst ihr, Beatrice», sagte der alte Mann, als er endlich das weiße Blatt mit dem Zweig wieder ins Seidenpapier wickelte. «Sie heiratete meinen Bruder, sie liebte ihn, wir aber haben uns weitergeliebt. Wir haben uns nie wieder gesehen und sind doch immer beieinander geblieben. Es gibt etwas, das Menschen miteinander verbindet, Menschen, die den gleichen Heimatort haben – den Himmel vielleicht. Auch Rosmarie hat den gleichen Heimatort. Sie war vierzehn als ich wegging, wie du heute. Nur reiche Leute haben den gleichen Heimatort, Leute mit viel Liebe. Es ist nicht immer leicht, so zueinander zu gehören. Leute mit dem gleichen Heimatort müssen kämpfen, verzichten, manchmal alles hergeben, aber sie werden trotzdem immer reicher. Deshalb glaube ich auch, dass es der Himmel ist.»

«Deshalb bist du nach Burgdorf gekommen», warf jetzt Rosmarie ein.

«Beatrice, glaub ihm nicht alles. Er ist immer ein Träumer gewesen. Wir sind ganz einfache Nachbarn gewesen, er und ich, und er hat Marianne sitzen lassen, nachher sie ihn, nur weil er ein Träumer war.»

«Und die Briefe da, sind die auch nur ein Traum?» fragte Ernst.

«Nein, aber...»

«Ich gehe jetzt», sagte Beatrice, der es nicht mehr wohl war. Sie meinte, da breche ein Streit aus. «Bleib nur», lachte jetzt Rosmarie, die die Angst des Mädchens spürte, «wir bekommen schon nicht Streit. Er hat schon recht mit seinem himmlischen Heimatort, aber er vergisst, dass wir auf der Erde wohnen, er im verdammten Amerika und wir im Emmental. Sonst aber kann man ihn ganz gut gebrauchen, deinen Onkel aus Amerika, aber er spinnt: kommt wegen mir und dieser Schuh-schachtel von Amerika hergeflogen.»

«Das meint sie so, ich kam wegen dem Schloss, dem Kirchbühlpflaster und...»

«Glaub ihm nicht, er liebt...»

«... das kleine Geheimnis», sagte Onkel Ernst.

Der Onkel aus Amerika fuhr Sonntagvormittag weg. Die ganze Familie Amacher stand wartend auf dem Perron. Im Auto waren sie hergefahren, diesmal anders herum, beim Friedhof vorbei, der Vater am Steuer, neben ihm Onkel Ernst, hinten Sophie und die beiden Kinder, etwas eng.

«Kommt auch einmal zu mir», sagte Onkel Ernst.

«Vielleicht kommen wir einmal, schön wärs», sagte Sophie.

«Hast du nichts vergessen?»

«Du bist immer eingeladen, das weißt du», sagte Heinrich.

«Der Zug hat vielleicht Verspätung», sagte Hanspeter, «haben die amerikanischen Züge auch so viel Verspätung?»

«Es war sehr schön, nach Hause zu kommen», sagte Onkel Ernst, «es war schön, bei euch zu sein – brave Familie.»

Als der Zug zu sehen war, die Wartenden ihre Koffer aufhoben, sagte Vater Amacher: «Ich reich dir den Koffer hinauf.»

Beatrice reichte dem Onkel einen frischgebrochenen Eschenzweig hin, lachte und küsste ihn auf beide Wangen.

Im Auto, auf der Heimfahrt – Sophie sass jetzt neben ihrem Manne, Beatrice und Hanspeter hinten – erhielt Beatrice von ihrer Mutter einen Verweis: «Beatrice, dein Benehmen! Einen Eschenzweig?! Wie wenn wir keine Blumen vermöchten.»

«Kleines Geheimnis», antwortete Beatrice und steckte einen Kaugummi in den Mund.